

Open Access

Kersten Sven Roth, Jürgen Spitzmüller, Birte Arendt & Jana Kiesendahl (Hg.). 2015. *Sprache, Universität, Öffentlichkeit. Festschrift für Jürgen Schiewe*. Bremen: Hempen. 261 S.

Besprochen von **Tobias Heinz**: Germanistisches Seminar der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Olshausenstraße 40, D-24098 Kiel, E-Mail: heinz@germsem.uni-kiel.de

DOI 10.1515/zrs-2016-0009

Die Offenheit und Neugier, die „engen Grenzen des kernlinguistischen Repertoires“ (S. 4) zu überschreiten, attestieren die Herausgeberinnen und Herausgeber ihrem akademischen Lehrer Jürgen Schiewe, zu dessen 60. Geburtstag die Festschrift erscheint. Die inhaltlichen Schwerpunkte sind dabei unverkennbar von Bereichen inspiriert, die Schiewes Forschung prägen: Sprachkritik, Fach- und Wissenschaftssprachen, der Zusammenhang von Sprache und Öffentlichkeit und die kontrastive Diskurslinguistik – auch jeweils in ihrer historischen Dimension.

Schiewe selbst entwirft den Bezug von Sprache und Öffentlichkeit als triadisch: Sprache konstituiere „die Möglichkeit der Erfahrung von Wirklichkeit“, „den jeweils gültigen Begriff von Öffentlichkeit“ und „die Öffentlichkeit selbst“ (Schiewe 2004, 19). Der vorliegende Band bezieht dieses Ineinandergreifen auf die Sphäre der Universität, was durch die Publikationen Schiewes vorgegeben ist, die auch ein Nachdenken über Geschichte und Gegenwart der Institution ‚Universität‘ darstellen und Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler als gesellschaftliche Akteure verstehen. Auf diesem (Selbst-)Verständnis gründet Schiewes wissenschaftliches Interesse, „die Konturen des Faches und ihren Platz im sozialen Gefüge zu erfassen und zu verstehen, warum Wissenschaft so ist, wie sie ist – damit aber auch, dass sie auch anders sein könnte“ (S. 7). Ob die 15 Beiträge des Bandes die Diskussion über solch eine *andere* Sprachwissenschaft initiieren können, bleibt abzuwarten – es überwiegt der Eindruck einer Bestandsaufnahme, die Uwe Pörksen mit einer Rückschau auf Jürgen Schiewes *Grundlegung* eröffnet, in der die – für die Publikation aufbereiteten – Gutachten zu Dissertation und Habilitationsschrift öffentlich gemacht werden: Dem „leidenschaftlichen Lehrer“ (S. 5) begegnet man hier dabei, wie er zum einen *Carl Gustav Jochmann und die politische Sprachkritik der Spätaufklärung* (Schiewe 1989) entdeckt, zum anderen die Sprachgeschichte der *Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch* (Schiewe 1996) auslotet. Sprachkritik und Sprachgeschichte sind in beiden Arbeiten zu differenzieren, nicht jedoch zu trennen, wie Pörksen betont:

„Beides entstand in einer Epoche der deutschen Linguistik, die für diesen Themenbereich und den Typus seiner angemessenen Erschließung und Darstellung nur bedingt aufgeschlossen war; umso interessanter ist seine Tragfähigkeit.“ (S. 11)

Die Notwendigkeit einer selbstreflexiven Haltung dem eigenen wissenschaftlichen Ansatz gegenüber, die die Herausgeberinnen und Herausgeber eingangs hervorheben, hat kein anderer Beiträger so selbstkritisch umgesetzt wie Martin Wengeler, der in *10 Jahre Aptum und (fast) 25 Jahre „Unwort“-Wahl* zwei Projekte diskutiert, an denen sich das schwierige „Verhältnis von Sprachwissenschaft und Sprachkritik“ (S. 19) geradezu prototypisch nachvollziehen lässt. Während Wengeler im Falle der sprachkritischen Zeitschrift *Aptum* das Problem in der mangelhaften öffentlichen Resonanz sieht, fällt sein Urteil über die Wahl des *Unworts des Jahres* deutlich abwägender aus: Die Aktion eröffne die Möglichkeit, sprachkritische Reflexionen zu öffentlich brisanten Themenstellungen anzuregen. Deutlich bekennt sich Wengeler dabei zu einem Verständnis der Sprachkritik als „Sprachgebrauchskritik“ und zu einer Berücksichtigung der Kontexte:

„Die Kriterien der Unwort-Wahl sind [...] bewusst und ausdrücklich als pragmatische und nicht als [...] semantische Kriterien formuliert, und daher geht es bei der Unwort-Wahl gerade um den ‚strategisch gewollten Gebrauch des Wortes in einer konkreten Äußerung‘ [...]. Es braucht aber auch von Rezipienten Seite die Bereitschaft, diese wahrzunehmen und verstehen zu wollen.“ (S. 26)

Am Beispiel des Unwortes des Jahres 2013 „Sozialtourismus“ wird der Vorschlags-, Auswahl-, Diskussions- und Entscheidungsprozess transparent gemacht und hinterfragt. Der „Einblick in die ‚Werkstatt‘ der Unwort-Jury“ (S. 31) ist deshalb so spannend, weil Wengeler die „öffentlichtsstrategischen Überlegungen“ (S. 31) nicht verschweigt und die „Anpassung an die Gegebenheiten des Mediensystems“ (S. 34) (selbst-)kritisch diskutiert – um abschließend auf die damit verbundene Chance zu verweisen, „die sprachliche Wirklichkeitskonstruktion auf der lexikalischen Ebene zu reflektieren“ (S. 33).

Mit dem Verhältnis von Sprachreflexion und Sprachkritik beschäftigt sich auch Dieter Cherubim in seinen Ausführungen *Zu Stellenwert und Praxis der Sprachkritik im Zeitalter der Aufklärung*. „Problematisch“ sei „dabei immer der Bezug zu dem“ gewesen, „was in der Neuzeit als Sprachwissenschaft ausgebildet wurde“ (S. 48) und an einem Ideal objektiver und systematischer Erklärung ausgerichtet sei. In Cherubims Darstellung gewinnt das 18. Jahrhundert als ein Zeitalter der Kritik Profil: „Sprache war nicht nur das wichtigste Medium, das diese Kritik zum Ausdruck bringen konnte, sondern zugleich ein bevorzugter Gegenstand von Kritik.“ (S. 51) Gerade in der aufklärerischen Spracharbeit sieht er diese verwirklicht: Das Aufblühen von Grammatik und Lexikographie und

die Kultivierung der Muttersprache stehen für diesen Prozess ein. Beide Bereiche werden durch das Wirken Elias Caspar Reichards repräsentiert, einem der ersten Professoren am Braunschweiger *Collegium Carolinum* – und „nach Praxis und Selbstverständnis ein Sprachkritiker“ (S. 54). Der Unterschied zur modernen linguistisch fundierten Sprachkritik wird deutlich: „Richtigkeit, Reinheit und Glanz“ hätten als „Kriterien der Sprachkritik [...] nicht mehr die gleiche Bedeutung, kommunikative Angemessenheit spielt eine größere Rolle“ (S. 61).

Einen ebenfalls individualisierten Blick, nun auf das 19. und 20. Jahrhundert, eröffnet William J. Dodd in seinem Beitrag *Dolf Sternbergers Panorama oder Ansichten vom 19. Jahrhundert im Spiegel der zeitgenössischen Rezeption*. Die These, Sternbergers Studie sei von einem Impuls zum Widerspruch „angetrieben“, erlangt in Dodds rezeptionsorientierter Lektüre der Rezensionen aus den Jahren 1938 und 1939 ihre besondere, den „verschleierten Gegenwartsbezug“ (S. 65) aufdeckende Stringenz. In der „Wiederentdeckung dieser zeitgenössischen Zeugen“ (S. 67) aus dem Nachlass Sternbergers wird die „Technik der resistenten Rezension“ (S. 72) anschaulich, die sich unter anderem durch die Ambiguität des Zeitbezugs auszeichnet. Dies sei durchaus verstanden worden „in einer Zeit, in der man schnell lernte, ‚zwischen den Zeilen‘ zu schreiben und zu lesen“ (S. 76). Direkt in diese Zeit führt Philipp Dreesen (*Chemie und Sprachkritik. Theodor Steche und die Macht der Wortbildung*), der am Beispiel von Steches Buch *Neue Wege zum reinen Deutsch* (1925) einen zweifelhaften Versuch erschließt, die Sprachkunde als angewandte Wissenschaft zu begründen. Stellt bereits Cherubim für die Aufklärung fest, die sprachkritische Orientierung an der „Sprachreinheit“ basiere auf einem vieldeutigen und hochproblematischen Begriff, so gilt dies umso mehr für den überzeugten Nationalsozialisten Steche und dessen chemisch-philologische Antwort auf die „Anforderung an die Wortbildungsfähigkeit der Sprache“ (S. 83). Diese sah er angesichts des Problemdrucks, der technisch-wissenschaftlichen Innovation gerecht zu werden, gefordert. Steches Kritik an den durch das Kompositionsprinzip zu lang geratenen deutschsprachigen Fachwörtern ist verknüpft mit einer ideologisch verblendeten Annahme von den „Fehlentwicklungen der Philologie“ (S. 86), die sich mit einer negativen Einschätzung des Humanismus unheilvoll verbindet.

Gerade die sprach- und kulturgeschichtliche Bedeutung des sich in dieser Epoche vollziehenden Sprachenwechsels vom Lateinischen zu einer der Landessprachen betont Peter Eisenberg in seinem Beitrag *Deutsch in den Wissenschaften. „Emanzipation und Autonomie der Universitäten“* (S. 95) seien die Bedingung gewesen, die eine Lösung aus der Bindung an die *Lingua franca* der Kirche erst ermöglichte. Eindrucksvoll verknüpft Eisenberg den Bezug auf Leibniz, Thomasius und Wolf, denen er besondere Verdienste bei der Herausbildung einer deutschen Wissenschaftssprache zuweist, mit einer programmatischen Bestimmung der heutigen Universitäten als „Ort, an dem das Deutsche dauerhaft und umfassend in der Wissenschaft

verankert bleiben“ könne: „Die Universitäten und damit die akademischen Lehrer sind hier in der Pflicht, so wie sie es vor dreihundert Jahren waren.“ (S.107) Wie die Angesprochenen dieser Verpflichtung nachkommen können, thematisiert Nina Janich (*Wissenschaftliche Sprachkultur*). Vor dem Hintergrund einer Spezialisierung in den Wissenschaften, die ebenso notwendig wie problematisch scheint, skizziert Janich ihre Forderung nach einer „Sprachkultiviertheit von Wissenschaftlern“, die eine „Fähigkeit zum Rezipientenwechsel und zu adressatenadäquater Kommunikation einschließt“ (S.112). In ihrer eristischen Grundstruktur, der Kunst des Streitens zum Ziele des Erkenntnisgewinns, erkennt die Autorin dabei den entscheidenden „Kernwert“ (S.112) wissenschaftlicher Sprachkultur und begründet, warum sie ihn als ebenso unverzichtbar wie gefährdet ansieht. Janichs Forderung, „Verantwortung für seine muttersprachliche Wissenschaftssprache, deren Erhalt und Ausbau, zu übernehmen“ (S.117), kommt Ulla Fix (*Undefinierte Grundbegriffe*) nach. Dabei stellt sie die Frage, „wie es geschehen kann, dass relativ unbekümmert mit nicht definierten Grundbegriffen hantiert wird [...], wo es um [...] die Basis für alle weiteren Überlegungen geht“ (S.132). Dass Fix neben „Gestalt“ und „Interpretation“ das Beispiel „Stil“ anführt, verwundert, wenn man Fix‘ eigene Präzisierungen gerade dieses Begriffs bedenkt (Fix 2007). Der Pointe ihrer Ausführungen indes nimmt dies nicht ihre Überzeugungskraft – münden diese doch nicht in die Aufforderung zu präziserer Terminologisierung, sondern in die Überlegung, Unschärfe „nicht unbedingt als Nachteil“ (S.132) anzusehen und ihr einen „Erkenntniswert“ (ebd.) zuzusprechen.

Eine konzeptionell-methodische Grundsatzfrage diskutiert Thomas Niehr in seinem *Plädoyer für das Zusammenwirken von quantitativen und qualitativen Methoden der Diskursforschung*, in dem er die „Unverzichtbarkeit“ (S.135) einer Beleginterpretation gegen eine rein automatisierte „Berechnung“ des Diskurses aus den Datenmengen verteidigt. Die „Zusammenstellung eines Textkorpus“ sei selbst „bereits ein entscheidender interpretativer Akt des Diskursanalytikers“ (S.144). Letztlich räumt Niehr allerdings die Berechtigung beider Ansätze und Methoden ein.

Die Beiträge von Jörg Kilian (*Historisches Wörterbuch der deutschen Studentensprache*), Gisela Ros (*Vagheit und Mehrdeutigkeit mit Beispielen aus universitären Dokumenten*) und Johannes Schwitalla (*Stilwandel in akademischen Abschlussarbeiten*) nähern sich universitären Quellen mit linguistischen Methoden – sei es mit lexikologisch-lexikographischem, semantiktheoretischem oder textstilistischem Schwerpunkt. Kilian skizziert Möglichkeiten, das gruppensprachliche Register der Studenten „in einem historischen Wörterbuch der deutschen Studentensprache zu erschließen“ (S.147) und auf diese Weise die Erforschung der Jugendsprache zu bereichern:

„Das Wörterbuch verzeichnet den studentensprachlichen Wortschatz, fasst Quellen und Forschungsergebnisse dazu zusammen und beschreibt Bedeutungen, Funktionen und Gebräuche der Wörter [...].“ (S.154)

Ros überträgt den bereits von Fix eingeführten Begriff der „Vagheit“ auf die universitäre Sphäre und entwirft auf der Basis einer umfassenden Forschungsübersicht eine Typologie sprachlicher Unbestimmtheit, in der Konzepte als flexible Repräsentationseinheiten modelliert werden. Schwitallas Interesse richtet sich auf die „Schreibweise von Studierenden der Germanistik“ und die Veränderung von „Stilformen in den Bereichen der Lexik, der Syntax und der Gedankenformulierung“ (S. 187). Ein Korpus von jeweils 16 Abschlussarbeiten aus den Jahren 1966–68 und 2009–11 auswertend kann Schwitalla Gemeinsamkeiten und Unterschiede belegen: So zeigte sich, dass „die individuellen Stilunterschiede größer“ (S. 191) geworden seien, der Nominalstil „in beiden Korpora als eine Art Norm für wissenschaftliches Schreiben“ (S. 206) gelte und gleichzeitig „der Prestigewert rhetorisch durchdachter Formulierungen“ ebenso „an Bedeutung verloren“ (S. 208) habe wie eine sichere Rechtschreibung.

Den Band beschließen zwei Beiträge, die sich speziellen Textsorten widmen, dabei aber Grundsätzliches über die Koppelung kommunikativ-sozialer Aspekte an mediale Repräsentationen aussagen. Christina Gansel entdeckt in den Liebesbriefen Eva Königs und Lessings den *Alltag als Thema in der Liebeskommunikation* und erschließt „die Privatsphäre als Rückzugsgebiet“ (S. 218) aus sprachlicher Perspektive. „Dringend geboten“ scheine es, „den Alltag als integrierten Bestandteil der Kommunikation zwischen zwei Liebenden herauszustellen und zu betonen“ (S. 226). Werner Westphals Ausführungen *Zum Verhältnis von Medium, Text und Diskurs am Beispiel des Fremdenbuches* zeichnen dessen Entwicklung zu einem „Kommunikationsmedium“ nach, in dem sich individuelles Erleben und öffentliche Darstellung berühren. In den von Schiewe inspirierten Verbindungen zum Begriff der „Öffentlichkeit“ (und ihren Gegenwelten) offenbaren sich noch einmal jene subtilen Bezüge, die dem Band bleibenden Wert verleihen.

Insgesamt kann die liebevoll gestaltete Festschrift als – ebenso inspirierte wie inspirierende – Fortsetzung des von Jürgen Schiewe und seinen Forschungsthemen initiierten Gesprächs gelten.

Literatur

- Fix, Ulla. 2007. Stil – ein sprachliches und soziales Phänomen. Beiträge zur Stilistik. Hrsg. von Irmhild Barz. Berlin: Frank & Timme.
- Schiewe, Jürgen. 1989. Sprache und Öffentlichkeit. Carl Gustav Jochmann und die politische Sprachkritik der Spätaufklärung. Berlin: Erich Schmidt.
- Schiewe, Jürgen. 1996. Sprachenwechsel – Funktionswandel – Austausch der Denkstile. Die Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch. Tübingen: Max Niemeyer.
- Schiewe, Jürgen. 2004. *Öffentlichkeit. Entstehung und Wandel in Deutschland*. Paderborn u. a.: Schöningh (UTB).